



EVANGELISCHE AKADEMIE
TUTZING

Christian Neef

Impuls zum Podium „Krieg und Heldenproduktion“

Ich habe mehr als 30 Jahre lang in der Sowjetunion, in Russland bzw. den postsowjetischen Staaten gearbeitet, dazu in Nahost und Afghanistan. Aber die meisten Helden sind mir in den 90er Jahren begegnet. Das hat mit der Umbruchzeit nach dem Ende des Kommunismus zu tun, die damals Dutzende Länder betraf. In solchen Zeiten werden immer Helden benötigt, sie werden produziert, aber es tauchen auch immer auch eigenständig Figuren auf der politischen Bühne auf, die vom Publikum als Helden angenommen werden – schon aus Mangel an Orientierung in diesen kaum fassbaren Zeiten. Es lohnt sich, sich ihrer auch heute zu erinnern. Denn manche dieser postsowjetischen Gebilde, die damals entstanden sind, bauen auf Heldenlegenden – richtigen oder falschen – auf und haben sich bis heute gehalten.

Die 90er Jahre waren das Jahrzehnt der Kriege an den Rändern der ehemaligen Sowjetunion, die erste Hälfte der 90er Jahre zumindest. Ich war im tadschikischen Bürgerkrieg, der 1991 ausbrach und fast sechs Jahre andauerte. Im Transnistrien-Konflikt in Moldawien, der im Jahr darauf begann. Auch im Krieg zwischen Armenien und Aserbaidschan, der ebenfalls 1992 auf Hochtouren lief – mit all den massenhaften

Morden auf aserbajdschanischer wie armenischer Seite. Dann im Krieg zwischen Georgien und Abchasien und später natürlich in beiden Tschetschenien-Kriegen, die in Russland als „Tschetschenische Kampagne“ verharmlost wurden. Und seit Ende der 80er Jahre war ich regelmäßig auch in Afghanistan, als die sowjetischen Truppen noch dort waren, dann, als der Bürgerkrieg ausbrach, und später, als die Taliban vertrieben wurden.

Überall bin ich mit den sogenannten Helden jener Kriege zusammengetroffen, und ich habe oft darüber nachgedacht, wie sie zu ihrem Ruf gelangt waren. Einer, den ich nie vergessen habe, war Dschochar Dudajew, der Führer der tschetschenischen Republik Itschkerija, der es 1991 gewagt hatte, Tschetscheniens Unabhängigkeit von Russland zu erklären und die Kaukasus-Völker zum Widerstand gegen die „Moskauer Kolonisatoren“ aufzurufen. Um ihn dingfest zu machen, waren Ende 1994 rund 60 000 Soldaten in die kleine Republik eingefallen. Sie hatten Steckbriefe auf den Straßen ausgehängt: „Gesucht wird auf Anweisung der russischen Generalstaatsanwaltschaft wegen Gründung bewaffneter Banden, wegen Terrorismus und anderer Gesetzesverletzungen Dudajew, Dschochar Mussajewitsch.“ Es folgten summarisch die konkreten Vergehen Dudajews: ungesetzliche Machtergreifung, Schürung nationaler und religiöser Feindschaft, Zerstörung der Wirtschaft, Verletzung der Demokratie. Zweckdienliche Hinweise über seinen Aufenthaltsort seien an die Organe des Innenministeriums zu richten.

Ich ging damals durch die menschenleere Stadt, die Bombardierungen begannen gerade, und dachte: Wie wirklichkeitsfremd ist solch ein Appell, und wie wenig versteht die Führung in Moskau vom Stolz der Tschetschenen. Russland hatte bereits drei Jahre lang den Tschetschenen-Führer als „Verbrecher, schlimmer noch als Stalin“ beschimpft und schon vor dem Krieg unter dem Mantel einer tschetschenischen Opposition bewaffnete Kräfte nach Grosny geschickt, die schmäählich scheiterten. Im Nachhinein erinnert das an Russlands militärischem Engagement in der Ostukraine. Drei Jahre lang hatte sich die russische Führung keinen Deut um das abtrünnige Tschetschenien gekümmert, doch plötzlich forderte es Dudajews sofortigen Rücktritt und de facto die Auflösung der Republik.

Ich habe damals lange mit Dudajew zusammengesessen und versucht, ihn und seine Visionen zu verstehen. Er war – ganz im Gegensatz zu den Behauptungen in Moskau – ein sehr kluger Mann, nicht umsonst hatte er Karriere in der sowjetischen Armee gemacht und war zum Divisionskommandeur einer strategischen Atombomber-Staffel aufgestiegen.

Die russische Propaganda aber stellte ihn als Exzentriker hin, als Mann mit Größenwahn, als rücksichtslosen und kalten Machtpolitiker, als Kriminellen, mit dem zu verhandeln zweck- und ehrlos wäre.

Nun hatte das, was sich in den Jahren von Dudajews Regierungszeit abgespielt hatte, sicher wirklich wenig mit Demokratie zu tun: Er hatte per Dekret das Parlament aufgelöst, als sich dort eine Opposition gegen ihn herausbildete. Er hatte ein

Präsidentialregime verfügt, Protestaktionen niedergeschlagen und einen von Korruption und kriminellen Elementen durchsetzten Apparat um sich herum. Aber politisch wie moralisch war ihm sein Gegner Boris Jelzin keinen Schritt voraus.

Und dann tat Russland, was es schon so oft in seiner Geschichte getan hat: Es beendete einen innenpolitischen Konflikt nicht auf verfassungsrechtlicher Grundlage, sondern mit Gewalt. Es schweisste damit die verschiedenen politischen Lager in Tschetschenien zusammen und machte ungewollt aus Dudajew einen Helden.

Ich kann mich erinnern: Als ich zwei Wochen nach Kriegsausbruch wieder in Grosny war und Russlands Armee schon vor der Stadt stand, war Dschochar Dudajew bereits zum nationalen Befreiungskrieger aufgestiegen. Noch in den Wochen davor waren die Lager von Dudajew-Anhängern und -Gegnern säuberlich getrennt: In den Städten traf ich mehr Leute, die den Präsidenten für die wirtschaftlichen Probleme und die russische Blockade verantwortlich machten, in den Dörfern aber überwog der Dudajew-Anhang, der dem Präsidenten bedingungslos zur Seite stehen wollte. Doch mit einem Schlag ließen sich die beiden Lager kaum noch unterscheiden – Dudajew war plötzlich zum Nationalheld geworden, wovon er immer geträumt hatte.

Ich habe in Russland auch den gegenläufigen Prozess erlebt: Dass die Führung in Moskau Menschen ganz bewusst zu Helden machte, die alles andere als Helden, ja

sogar Verbrecher waren, aber sie waren dem Kreml wichtig als Instrument in einem konkreten politischen Prozess.

Sangak Safarow war so ein Mensch, der Chef der sogenannten Volksfront im tadschikischen Bürgerkrieg. Den wird hier kaum einer mehr kennen, es ist 25 Jahre her. Er war ein Ugolownik, ein Krimineller aus einer tadschikischen Provinzstadt, der 23 Jahre seines Lebens in sowjetischen Gefängnissen und Straflagern verbracht hatte. Ein Mann mit Zwei-Klassen-Bildung, Gelegenheitskoch, ein starrköpfiger und oft wildentschlossener Mensch, ohne jegliche politische Orientierung oder Parteizugehörigkeit.

Als der frühere tadschikische KP-Chef Rachmon Nabijew sich nach dem Ende der Sowjetunion ein autoritäres Präsidialregime schneidern ließ, besetzten Tausende Anhänger der demokratischen Opposition und der Partei der Islamischen Wiedergeburt aus Protest dagegen den Präsidentenpalast und übernahmen die Macht. Safarow rettete mit einer aus dem Boden gestampften 10 000 Mann starken Freischärler-Armee, meist einfache Bauern aus seiner Provinz, das Regime. Er hatte die Miliz im Süden des Landes aufgestellt, der schon zu Sowjet-Zeiten eine wichtige Basis der KP-Führung war. Zuerst befreite er seine eigene Gegend von muslimischen Aktivisten, dann rückte er auf die Hauptstadt vor. Und das alles mit brutaler Gewalt. Er selbst zeigte mir damals ein Video, wie er mit Gefangenen der Opposition abrechnet: Man schnitt ihnen Nasen und Ohren ab, verbrannte Männer bei lebendigem Leibe, vergewaltigte Frauen, denen kochender Teer in den Schlund gekippt worden war.

Safarows Armee war unter der Hand aus Russland und Usbekistan mit Waffen versorgt worden, nach einem Muster, das so auch schon in anderen aufständischen Ex-Sowjetrepubliken funktioniert hatte. Man öffnete die Gefängnistore und holte sich Leute, die sich im Gulag Härte und Entschlossenheit angeeignet hatten, Leute mit Organisationstalent, Disziplin und Charisma. Die wurden dann als dritte Kraft im Streit zwischen den früheren Machthabern und den neuen Reformern benutzt und machten die Schmutzarbeit: Pogrome, Verfolgung, Einschüchterung, Raub. Auch Russland war das damals recht, das Wichtigste war, es wird von Süden her nicht durch irgendwelche Unruhen bedroht.

Safarow schaffte es, die Opposition zu vertreiben und den Weg wieder frei zu machen für ein von Moskau toleriertes Regime. Dafür wurde er von diesem zum Volkshelden und zum Ehrenbürger der Republik erklärt. Den „tadschikischen Castro“ nannte man ihn. Er wurde zu Ansprachen ins Parlament geholt, ein Kolchos wurde nach ihm benannt und ein von ihm empfohlener früherer Mitgefangener sogar zum Innenminister berufen.

Und zum Jahreswechsel durfte er wie ein Staatsoberhaupt im Fernsehen die Neujahrsansprache an das tadschikische Volk halten.

Das Ergebnis war: Erneut konnte ein früherer kommunistischer Funktionär, ein Moskau-höriger Mann, die Spitzenposition im Staat einnehmen. Aber 60 000

Tadschiken waren nun tot, 500 000 auf der Flucht und 100 000 davon, meist Muslime, ins Nachbarland Afghanistan abgewandert. In Tadschikistan selbst wurde nun Schritt für Schritt die Opposition ausgeschaltet und ein Familienregime errichtet, das heute – 25 Jahre später – verblüffend reibungslos funktioniert.

Safarow selbst, nun Volksheld und Ehrenbürger der Republik, erlebte das alles nicht mehr. Er wurde kurz nach Erreichen des Höhepunktes seiner schwindelerregenden Karriere bei einer internen Auseinandersetzung von Rivalen erschossen. Natürlich erhielt er ein pompöses Staatsbegräbnis, bei dem der neue Präsident, der mit seiner Hilfe ins Amt gekommen war, verkündete: „Die größten Söhne des tadschikischen Volkes wurden durch die Hände niederträchtiger Söldner ermordet, von Feinden der Freiheit unserer Nation.“ Wer die Mörder Safarows wirklich gedungen hatte, das sagte er nicht, man hat es nie erfahren.

Bleiben wir noch in der Region. Denn im benachbarten Afghanistan gibt es einen Nationalhelden, der es geschafft hat – im Gegensatz zu Tadschikistan –, über alle ethnischen Gräben hinweg von der gesamten Nation als Held akzeptiert zu werden. Obwohl er nur eine ganz bestimmte ethnische Gruppe vertritt, die seit Jahrzehnten mit den anderen tief zerstritten ist.

Ich meine den afghanischen Nationalhelden General Ahmad Schah Massoud. Ich hatte ihn – übrigens von Tadschikistan aus – im Jahr 2000 besucht.

Sie werden sich erinnern, die Taliban hatten 1996 in Afghanistan die Macht ergriffen, während eines schon seit 1979 während Bürgerkrieges. Der richtete sich zehn Jahre lang gegen die Sowjets, dann wurde der „Islamische Staat Afghanistan“ errichtet, in dem von Anfang an alle Lager erbarmungslos gegeneinander kämpften.

Kriegsschauplatz war vor allem Kabul, das im Raketenhagel immer mehr zerfiel.

Tadschikische und usbekische Milizen (die nichts mit Tadschikistan und Usbekistan zu tun hatten!) kämpften gegen paschtunische, und alle kämpften gleichzeitig gegen das kleine muslimische Volk der Hazara, und in diesem Getümmel konnten 1996 die aus Pakistan eingesickerten Taliban die Macht ergreifen, unterstützt von der kriegsmüden Bevölkerung, die scharenweise zu ihnen überlief. Daraufhin bildete sich eine buntscheckige Union von Taliban-Gegnern, die sogenannte Nordallianz, die seit 1996 von Norden her das Land zu befreien versuchte. Im Jahr 2000 hatten sie etwa 15 Prozent des Staates in ihrer Hand, und die waren vorwiegend von ethnischen Tadschiken bewohnt.

Der große Held dieser Widerstandsfront war schon damals General Massud, ein 46jähriger, sehr gebildeter Mann, der sich bereits im Widerstand gegen die sowjetische Besatzung einen Namen gemacht hatte, im Pandschir-Tal im Norden Afghanistans, hatte er neun Offensiven der Sowjets zurückgeschlagen. Aber jetzt ging es nicht so recht voran, ihm und seinen Milizen fehlten Waffen und Munition, obwohl er inzwischen sowohl von Russland als auch von den USA unterstützt wurde. Denn das

Taliban-Regime hatte sich als so weltfremd und fanatisch religiös erwiesen, dass sich die Mehrheit der Bevölkerung und die Weltmeinung von ihnen abgewandt hatten. Und dann kam die große Wende. Sie wurde eingeleitet ausgerechnet mit dem Mord an eben diesem General Massud, als Anfang September 2001 zwei vorgebliche algerische Journalisten bei ihm zum Interview vorgelassen wurden, die ihn und sich selbst dabei in die Luft sprengten. Zwei Tage später passierten die Anschläge auf die Twin Towers in New York, und die USA begann nun aktiv in Afghanistan einzugreifen, weil dort der Hauptverdächtige an den Anschlägen, Osama Bin Laden, saß. Sie bombten der Nordallianz, die jetzt ohne ihren führenden Kopf kämpfen musste, den Weg Richtung Kabul frei. Wenige Wochen später flüchteten die Taliban.

Ich kam in den Tagen der Einnahme Kabuls in die afghanische Hauptstadt. Sie war gespenstisch leer, die Bevölkerung hielt sich versteckt, niemand wusste, wie es weitergeht. Aber bald zog das Leben wieder ein, und was das Interessante war: Es tauchten sofort große Bilder von Ahmed Schah Massud auf, überall: im Zentrum, am Flughafen, an den Ausfallstraßen. Und sie sind dort geblieben, bis heute. Und das eigentlich entgegen jeder Logik der inner-afghanischen Bürgerkriege.

Massud ist Tadschike gewesen, die Tadschiken leben vorwiegend im Norden, machen aber nur 27 Prozent der Bevölkerung aus. Die Paschtunen dagegen stellen mit etwa 42 Prozent die Mehrheit. Und nicht nur das: Auch die Taliban waren Paschtunen gewesen, also alles Leute, die sich als Feinde Massuds verstanden. Gemäß der alten

Staatsräson standen aber auch jetzt Paschtunen an der Spitze des Landes, die Präsidenten sind weiter Paschtunen, und auch die Spannungen zwischen den ethnischen Gruppen bestehen fort. Der tote Massud hat es trotzdem geschafft, zu einer Art Überlebenssymbol zu werden.

Auch jetzt, da die Spannungen im Land wieder zunehmen, vor allem auch die Angriffe der Taliban, ist er eine Figur, an der man sich mehr oder weniger orientiert. Denn er steht für einen der seltenen Siege im kriegsversehrten Afghanistan in den letzten 40 Jahren. Im Pandschir-Tal, dort, wo wir uns vor 17 Jahren getroffen hatten und wo er später begraben wurde, ist inzwischen eine große Gedenkstätte für ihn errichtet worden.

Natürlich bleibt er weiterhin vor allem ein Held der Tadschiken. Aber dass seine Porträts überlebensgroß auch in der Hauptstadt anzutreffen sind, zeigt, wie sehr gerade auch Afghanistan, das eigentlich nie eine starke Zentralmacht hatte, eine Figur benötigt, ja bitteschön vielleicht sogar einen Helden, mit der oder mit dem man sich in schwierigen Zeiten identifizieren kann. Und dass sogar die Paschtunen dieses Heldenbild tolerieren.

Soweit Afghanistan. Lassen Sie mich nun noch einmal nach Russland zurückkehren. Russland hat vielleicht mehr Kriegshelden als jedes andere Land. Das ist, wenn man auf den letzten Krieg zurückblickt, den Großen Vaterländischen, auch völlig verständlich. Es war ein Angriffskrieg der Deutschen, dessen sich ein wirtschaftlich wie militärisch unterlegenes Land erwehren musste, ein Krieg, den die Sowjetunion

letztendlich allein durch ihre menschlichen Kräfte und durch den unglaublichen Patriotismus des Volkes gewann. Insofern gebar dieser Krieg per se eine Menge Helden.

Aber davon will ich jetzt nicht reden. Ich will daran erinnern, dass dieses Land in den letzten Jahren unter Putin Mythen und immer neue Helden aufbaut, ohne ausreichenden Bezug zur historischen Wahrheit und oft auch ohne dass es diese Helden in dieser Form wirklich gab. Wie gesagt: das alles bei Vorhandensein einer unglaublichen Zahl wirklicher Helden.

Das wohl bemerkenswerteste Beispiel dieser Art aus der letzten Zeit sind die 28 Panfilowzy, viele von Ihnen werden davon gehört haben. Das sind jene 28 Soldaten einer unter Befehl von General Panfilow stehenden Division, die im November 1941 bei den Abwehrkämpfen vor Moskau dem Angriff von ungefähr doppelt so vielen deutschen Panzern standgehalten haben soll. Fast alle dieser Kämpfer sollen dabei gefallen sein.

Dies war eine Heldenlegende, die über 70 Jahre lang so erzählt wurde, überall, in den Schulen, in ungezählten Büchern und Filmen. 2015 aber wurde die Geschichte der Panfilowzy an Hand unwiderlegbarer Dokumente angezweifelt, u.a. vom Leiter des Russischen Staatsarchivs und weiteren Historikern. Demnach hat diese Aktion so gar nicht stattgefunden, die Panfilow-Division habe eigentlich woanders gestanden, und mehrere der angeblich gefallenen Helden sollen sich den Deutschen ergeben haben.

Die Veröffentlichung der tatsächlichen Geschichte rief landesweit Empörung hervor, denn niemand wollte an dem Heldenbild kratzen lassen. Fast zur selben Zeit wurde mit großen Staatsgeldern ein neuer Film über die Panfilowzy gedreht, der die Heldentaten in sehr unhistorischer Weise verherrlicht. Wladimir Putin und sein kasachischer Kollege Nasarbajew (die meisten der Soldaten waren Kasachen gewesen) schauten sich demonstrativ gemeinsam diesen Film an, die Bilder davon zeigte man im Fernsehen.

Der Höhepunkt aber waren die Entgegnungen auf das, was die Historiker nun herausgefunden hatten. Der Regisseur des besagten Filmes erklärte, die Demaskierung und Entzauberung der Heldentaten sei „sinnlos und unmoralisch“. Und der russische Kulturminister erklärte, wer an den Taten der Panfilowzy zweifle, der werde „in der Hölle brennen“. Diese Legende habe materielle Kraft erlangt, viel gewaltiger, als jede beliebige Tatsache über einen realen Kampf. Mythen seien mit Fakten gleichzusetzen, und historische Einschätzungen müssten sich vom Interesse des Staates leiten lassen.

Ein ähnliches Beispiel haben wir voriges Jahr erlebt, als der russische Fernsehsender „Dschd“ eine ganz einfache Frage aufwarf: War es gerechtfertigt, dass Leningrad ab 1941 fast drei Jahre lang unter so unglaublich hohen Opfern den Deutschen Widerstand leistete? Wäre es nicht besser gewesen, Leningrad wie Kiew oder Smolensk zu räumen, um dadurch Hunderttausende Menschenleben zu retten? Diese Fragen – und es waren tatsächlich erst einmal nichts weiter als Fragen – lösten einen

von politischen Kreisen orchestrierten Proteststurm aus. Man warf dem Fernsehsender einen Mangel an Patriotismus vor, die Angriffe brachten ihn an den Rand seiner Existenz.

Mit anderen Worten: Der Staat bestimmt, welche Fakten der Vergangenheit er für richtig und falsch hält. Sie müssen der allgemeinen Staatsideologie dienen. Das ist im Grunde genommen die Bankrotterklärung jeder historischen Wissenschaft. Aber diese bizarre Auffassung ist heute von der russischen Führung sanktioniert. Der Direktor des Staatsarchivs, der wegen der Panfilowzy-Geschichte mit dem Kulturminister aneinander geriet, wurde kurze Zeit darauf entlassen. In dieser Art ließen sich viele Geschichten über russische Helden erzählen, die gar keine sind. Und das passiert, wie gesagt, in einem Land, dem es an echten Helden überhaupt nicht mangelt. Aber Russland braucht diese Heldengeschichten heute mehr denn je, weil sie eines der wenigen Bindeglieder der Gesellschaft sind. Deswegen der zunehmende Kult um den Siegestag, obwohl der sich zeitlich immer weiter entfernt. Und deswegen auch die Kampagnen gegen all jene, die diese Mythen anzweifeln.

Der Vollständigkeit halber muss ich an dieser Stelle erwähnen, dass auch bei uns im Westen viele falsche Heldengeschichten in Sachen Russland existieren. In ihnen ist von Helden die Rede, die nicht unbedingt welche sind, sondern erst durch die Medien erzeugt werden. Weniger aus ideologischen Gründen, eher aus Gründen eines platten und vereinfachten Russlandbildes, aus Unkenntnis dessen, was in Russland wirklich

passiert. Die Debatte über die Punk-Band Pussy Riot 2012 hat das gezeigt. Aber auch die immer wieder naiv wirkende Suche nach Helden, die sich einfach nur mit den westlichen Vorstellungen von Russland oder der Ukraine decken sollen. Der Boxer Witali Klitschko war so einer, ein Mann, der während und nach der Erhebung auf dem Maidan nie jene Bedeutung erlangte, die ihm in der deutschen Presse immer wieder zugeschrieben wurde. Auch über den russischen Oppositionspolitiker Alexej Nawalny müsste man differenzierter berichten.

Aber das ist schon wieder ein eigenes Thema.